

dtv

Torsten Brettschneider, Mitte dreißig, führt ein durchschnittliches Leben in Frankfurt. Seine Beziehung kriselt zwar ein wenig, was er durch eine Ur-Mann-Therapie in den Griff zu bekommen versucht, doch immerhin läuft sein Job gut. Irgendwie aber genügt ihm das nicht mehr. Da erbt er überraschend einen Bauernhof in Mittelschweden und beschließt, sein Leben zu ändern: Er will ins Land der Elche ziehen. Seine Freundin Tanja findet das allerdings nicht so reizvoll und brennt mit Torstens Therapeuten an die Côte d'Azur durch. Und auch sonst entwickelt sich Torstens Vision bald zum Albtraum. Nicht nur, dass ihn auf seinem schwedischen Hof ein gewalttätiger norwegischer Ex-Widerstandskämpfer mit Wohnrecht empfängt – der ganze Ort scheint verrückt geworden zu sein! *Älgskit!* Was für eine Elchscheiße. Ob Torsten aus der Schwedenummer je wieder rauskommt?

Lars Simon ist Jahrgang '68 (das erklärt vielleicht einiges, aber nicht alles) und hat nach seinem Studium zuerst lange Jahre als Marketingleiter einer IT-Firma gearbeitet, bevor er als Touristen-Holzhaus-Handwerker mit seiner Familie über sechs Jahre in Schweden verbrachte. Heute lebt er in der Nähe von Frankfurt am Main.

Lars Simon
Elchscheiße

Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

Jede Ähnlichkeit mit realen Personen, Orten,
Handlungen wäre rein zufällig und
vom Autor nicht beabsichtigt.

Ab Seite 283 findet sich ein
kleines Schwedisch-Kompendium.

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de



Originalausgabe 2014
2. Auflage 2014

© 2014 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur
Thomas Schlück GmbH, Garbsen
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Lisa Höfner unter Verwendung
eines Fotos von gettyimages/Meinrad Riedo
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Gesetzt aus der Sabon 10/12,75
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21508-4

älg Zool. [ɛlj] (-en; -ar) **Elch** *m*; Substantiv, maskulin – größtes Tier unter den Hirschen, das sich durch einen massigen Körper und ein schaufelförmiges Geweih auszeichnet; histor. Elen, Elentier.

skit vulg. [ʃi:t] (-en; -ar) **Scheiße** *f*; Substantiv, feminin – 1. Kot; 2. Ausdruck großen Ärgers.

Älgskit! vulg. [ɛljʃi:t!] (-en; -ar) **Elchscheiße!** *f*; Substantiv, feminin – 1. lauter Ausruf beim unerwarteten Auffinden eines gigantischen Haufens Losung des größten zu den Hirschen gehörenden Tieres mit massigem Körper und schaufelförmigem Geweih in gebrauchten Gummistiefeln; 2. größtmögliches Zusammenspiel von schlechten, ärgerlichen Unerfreulichkeiten; 3. Anm. Beides kommt meist Hand in Hand daher.

EINS

Ich nippte an meinem Cappuccino und dachte nach.

Kürzlich hatte ich eine inspirierende Fernsehdoku gesehen, die von einem Ex-Banker handelte, der sich mit seiner gigantischen Abfindung eine ganze Südseeinsel gekauft hatte und nun dort in einer Hütte aus Palmwedeln hauste und nichts anderes tat, als das Leben einer bestimmten Vogelart zu dokumentieren, die nur auf seinem Eiland vorkam und die wahrscheinlich außer ihm und dem Fernsehsender auch niemanden sonst interessierte. Aber egal. Er hatte eine Vision und ging ihr nach. Das imponierte mir.

Also hatte ich letzte Nacht etwas beschlossen.

»Du, Tanja, ich schreibe ein Buch«, platzte es aus mir heraus.

»Wie bitte? Was?«, kam es zurück. Dabei sah sie mich an, als hätte ich ihr von meiner in Bälde anstehenden Geschlechtsumwandlung erzählt.

»Warum denn nicht? Immerhin habe ich ein Thema mit einer riesigen Zielgruppe.«

»Was denn für eins?«

»Es wird ein Buch für Männer in der Midlife-Crisis, allerdings nicht als Ratgeber, sondern verpackt in einer witzigen Erzählung. Ein Bildungsroman sozusagen.«

Ich nickte bekräftigend.

Tanja stand auf und stellte ihre Tasse auf die Spüle.

»Meinst du nicht, es wäre für dich sinnvoller, so ein Buch zu lesen, anstatt es zu schreiben?«

Respekt ist ganz, ganz wichtig in einer Beziehung.

Aber wahrscheinlich war der vogelliebhabende Ex-Banker mit seiner Vision auch nicht überall sofort auf Begeisterung gestoßen. Der hatte nämlich mit entschlossenem Blick einen beeindruckenden Schlusssatz in die Kamera gesagt, nachdem diese einen letzten Schwenk über sein Inselparadies vollführt hatte, wo im dichten Urwaldgrün bunt gefiederte Vögel herumflatterten. »Ein Mann muss tun, was ein Mann tun muss!«

Diesen Spruch hatte er zwar bestimmt aus einem Film geklaut, aber er klang überzeugend, und irgendwie passte er auch.

»Torsten! Mensch, du kommst zu spät!«, fuhr Tanja plötzlich erschrocken auf und beendete die Diskussion über meine literarischen Pläne. »Hast du mal auf die Uhr geschaut?«

Nein, hatte ich nicht. Was sollte die Frage? Ich war quasi Schriftsteller! Hatte Tanja mir überhaupt zugehört? Mein Blick begegnete jetzt trotzdem der Küchenuhr. »Hoppla! Schon Viertel vor acht.«

Ich zog schnell den Mantel über, schnappte mir meine Aktentasche, eilte durch den Flur und öffnete die Wohnungstür. Der Schriftsteller musste warten. »Bis später, Häschen!«, rief ich zurück. Tanja hatte in der Küche damit begonnen, die Spülmaschine einzuräumen.

»Du hast nicht vergessen, dass Renate und Ferdinand heute Abend um halb acht zum Essen kommen, oder?«, kam es aus der Küche.

»Nein, weiß ich!«, antwortete ich lautstark. Im Treppenhaus hallte es. »Soll ich noch etwas besorgen?«

»Ja, bring doch bitte zwei frische Baguettes mit, wenn du von der Arbeit kommst«, gab sie mir zwischen Besteckklirren und Tassengeklapper mit auf den Weg.



Die 08:15-Uhr-Bahn war brechend voll. Von der um 08:02 Uhr hatte ich nur noch die Rücklichter im Tunnel verschwinden sehen. Sie war höhnisch lachend vor mir geflohen. Doch jetzt ruckelte ich endlich zusammen mit den anderen Fahrgästen von Ginnheim in die Frankfurter City. Ferdinand und Renate. Ich mochte die beiden eigentlich recht gerne, ihn, obwohl er übertrieben frankophil war, und sie, seine Lebensgefährtin und zugleich beste Freundin von Tanja, obwohl sie übertrieben esoterisch war. Noch mehr hätte ich mir allerdings einen ruhigen Abend in Zweisamkeit mit meiner Freundin gewünscht. Der war überfällig, denn unser Gespräch am Frühstückstisch war leider repräsentativ für den aktuellen Stand unserer Beziehung. Es hätte durchaus besser laufen können. Mit weniger Sand im Getriebe.

Doch dafür hatte ich ja Ferdinand. Der war nämlich nicht nur frankophil, sondern auch Gesprächstherapeut und promovierter Psychologe. Seit gut drei Monaten ging ich mehr oder weniger regelmäßig zu ihm. Heimlich. Niemand wusste davon, vor allem Tanja nicht. Alles hatte nach einem ziemlich fiesem Streit mit ihr kurz nach Weihnachten begonnen, den Ferdinand am Rande mitbekommen hatte. Ganz Gentleman und Freund hatte er geschwiegen, mich aber am nächsten Tag angerufen und mir den Vorschlag gemacht, mich mal bei ihm auszusprechen. Er habe das Gefühl, ich unterdrücke zu viel von mir,

sei deshalb unzufrieden und könne daher mit Stresssituationen in der Beziehung dementsprechend unzureichend umgehen. Ich müsse wieder mehr der Ur-Mann werden, der ich einmal gewesen sei. Ferdinand war Anhänger dieser Theorie mit leicht machistischen Tendenzen. Höhle, Faustrecht, Weibchen, Jagd, Instinkte, Beute und Feuer machen, eben Ur-Mann sein. Etwas, das nach seinem Dafürhalten in der heutigen Gesellschaft zu sehr in Vergessenheit geraten sei, aber hundertprozentig noch genauso gut funktioniere wie vor knapp zwanzigtausend Jahren. »Steinaxt statt iPhone«, sagte er abschließend scherzhaft und lachte dabei wie ein provenzalischer Landadliger. So munterte er mich zwar auf, und das war total nett von ihm, dennoch haderte ich damit, seine Dienste wirklich in Anspruch zu nehmen. Und war seine Frau-Mann-Beziehungstheorie nicht ein klein wenig zu anachronistisch?

Am Ende hatte ich trotzdem zugesagt. Was hatte ich zu verlieren?

Drei Haltestellen später stieg ich aus und die Treppe vom U-Bahnhof nach oben zurück ins Tageslicht. Dann schob ich mich noch einen halben Kilometer durch Schwärme von Menschen, an hupenden Autos vorbei, bis ich an die Hanauer Landstraße kam, wo sich die Büros von Wieland IT-Security befanden. Ein altes Loftgebäude aus roten Ziegeln mit meterhohen stahlgrauen Fenstern und geweißten Gewölbedecken. Meine Schritte hallten durch das lichtdurchflutete, klimatisierte Treppenhaus, dann durch den Flur, bis ich mein Büro erreichte. Ich legte die Aktentasche auf den kleinen Besprechungstisch, zog mein Sakko aus und hängte es an die Garderobe, lief in die Teeküche, zapfte mir eine Latte macchiato und setzte mich an meinen Schreibtisch.

»Guten Morgen«, piepste es.

Ich sah auf. Elisa stand in der Tür. Sie war Vertriebsmitarbeiterin in meinem Team, Anfang dreißig, hatte die Stimme eines Vögelchens, lispelte ganz leicht und trug ihre Kostüme immer eine Nummer zu eng und zu kurz. Sie war trotzdem ledig.

»Eine Frau mit einem seltsamen Akzent hat angerufen. Sie wollte nicht verraten, worum es geht, und sich gleich noch mal melden. Wahrscheinlich wieder nur eine Telefonverkäuferin.«

»Alles klar, danke«, sagte ich und öffnete meine E-Mails, kam aber nicht dazu, sie zu lesen, denn da klingelte es bereits. Ich nahm ab.

»Brettschneider.«

»Herr Brettschneider? Torsten Brettschneider?«, fragte es leise am anderen Ende.

Ein Blick auf das Display zeigte eine ellenlange Nummer, die mit null-null-vier-sechs begann. Wo war das denn? Ein Callcenter in Tadschikistan? Die Länderkennung kam mir trotzdem bekannt vor. Es musste die Telefonverkäuferin sein, vor der mich Elisa eben noch gewarnt hatte. Sie hatte in der Tat einen seltsamen Akzent, aber auch eine ziemlich süße Stimme.

Ich wiegelte ab, bevor sie überhaupt mit ihrem eingeübten Verkaufsgespräch beginnen konnte: »Nichts für ungut, aber ich brauche weder Unterhosen noch todsichere Anlagen auf den Caymans.«

Pause.

»Ich will Ihnen nichts verkaufen, Herr Brettschneider. Mein Name ist Åsa Norrland. Ich bin Justiziarin für Auslandsangelegenheiten bei der schwedischen Anwaltskanzlei Svensson in Borlänge.«

»Schwedische Anwaltskanzlei?«

»Ja, Anwaltskanzlei. Wir vertreiben normalerweise weder Herrenunterbekleidung noch Geldanlagen.«

Ich schluckte.

»Tut mir leid. Bei uns rufen so viele Verkäufer an, dass ich dachte ...«

»Kennen Sie eine gewisse Lillemor Eriksson?«, übergang sie die Entschuldigung meiner Peinlichkeit.

»Wen?«

»Sie war Ihre Großtante mütterlicherseits.«

»Meine was?«

»Die Schwester der Mutter Ihrer Mutter.«

»Danke, ich weiß, was eine Großtante ist, aber ich wusste bis eben nicht, dass ich eine hatte.«

»Hatten Sie, aber ich muss Ihnen leider mitteilen, dass sie vor zwei Wochen im Alter von einundachtzig Jahren verstorben ist.«

Wir begingen gemeinsam eine Pause. Sie bestimmt, weil sie pietätvoll das Abebben meines Schmerzes über den unerwarteten Verlust einer Angehörigen zulassen wollte, und ich, weil ich mir das Hirn zermarterte, wer denn zur Hölle Tante Lillemor gewesen war.

»Das tut mir natürlich leid, besonders für Tante Lillemor selbst«, nahm ich das Gespräch unbeholfen wieder auf und versuchte gleichzeitig, meine Unwissenheit elegant zu umschiffen, »aber weshalb erzählen Sie mir das?«

Frau Norrland schien sich durch einen Stapel Unterlagen zu wühlen; am anderen Ende der Leitung raschelte es eine Zeit lang.

Abrupt hörte das Geräusch auf.

»Hier habe ich den Aktenvermerk. Ich darf Ihnen wei-

terhin mitteilen, dass Sie der letzte lebende Verwandte in direkter Nachkommenschaft von Frau Eriksson und damit ihr Alleinerbe sind.«

»Alleinerbe?«

»Ja.«

»Was heißt das in Zahlen?«, fragte ich vorsichtig, um nicht gierig zu erscheinen.

»Sie hat 17 356 Kronen auf einem Sparbuch.«

»Wie viel ist das in etwa in Euro?« Jetzt wurde es interessant, denn diese Summe klang eher nach gebrauchtem Porsche Boxster als nach Campingurlaub im Sauerland. Ich sah mich schon mit Tanja die Promenade Riminis in meinem silbernen Flitzer entlangfahren und mich dabei an den neidischen Blicken der Passanten und dem Winken braun gebrannter Strandschönheiten in knappen Bikinis ergötzen.

Åsa tippte etwas in ihren Computer.

»Genau 1938 Euro und siebenundzwanzig Cent, Kurs heute«, gab sie zurück.

Es soll ja schöne Ecken im Sauerland geben.

»Na ja, besser als nichts«, sagte ich.

»Das ist noch nicht alles.«

Es raschelte wieder.

»Ja?«, fragte ich ungeduldig und lauschte gespannt in den Hörer. Was hatte mir die anscheinend wenig wohlhabende Großtante Lillemor denn noch vererbt? Einen halben Elch in der Tiefkühltruhe? Ein paar Klafter Brennholz? Eine alte Axt? Ihre Gummistiefel?

Endlich sprach Åsa Norrland weiter: »Sie hat Ihnen außerdem den Storegården in Gödseltorp vermacht.«

»Den was? Storegården? Was ist das? Ein Schrebergarten?«

»Nein, Herr Brettschneider. Das ist ein Gehöft in Mittelschweden, in der Nähe des Örtchens Gödseltorp in Dalarna am Gödselsjö gelegen, mit knapp vierzig Hektar Nutzwald und einigen Nebengebäuden. Der Verkehrswert liegt etwa bei zweihundertfünfzigtausend Euro.«

ZWEI

»Weißt du, was passiert ist?«, rief ich, stolperte in den Flur und ließ die Aktentasche neben der Tür fallen.

Tanja sah mich verständnislos an und dann auf meine leeren Hände. »Ja. Du hast die Baguettes vergessen.«

Auf dem Weg zum Bäcker machte ich mir meine Gedanken. Mein Job, mein neuer Traum von einem eigenen Buch und ein Bauernhof in Schweden. Ich konnte es noch immer nicht fassen. Tante Lillemor. Dunkel zogen verblasste Erinnerungen an diesen Namen auf, aber ich konnte ihn einfach nicht einordnen. Meine Mutter war seit über fünfundzwanzig Jahren tot. Bestimmt hatte sie von ihrer Tante das eine oder andere Mal gesprochen, vielleicht hatte ich sie sogar als Kind einmal persönlich kennengelernt, damals in Schweden, aber es war schlicht und ergreifend zu lange her. Mein Vater hatte Lillemor nie erwähnt. Ohnehin war er seit dem Tod meiner Mutter nicht mehr oben gewesen und hatte kaum ein Wort über die Heimat seiner Frau verloren, wo er immerhin zusammen mit ihr über ein Jahrzehnt gelebt hatte. Vierzig Hektar Nutzwald. Ob die Einnahmen aus den Holzverkäufen genühten, um sich als Autor eines Männerbildungsromans über Wasser zu halten? Was brauchte man da zum Leben?

»Worzellstang oder Franzosebrot?«, fragte mich die Bäckereifachverkäuferin in breitem Hessisch.

»Franzosenbrot. Zwei. Danke.«

Die beiden Baguettes unterm Arm machte ich mich auf nach Hause. Unterwegs lief mir ein indischer Blumenverkäufer über den Weg, der gerade aus einer Gaststätte kam.

»Rose?«, fragte er und bleckte die Zähne.

Ich erwarb ein langstieliges tiefrotes Exemplar für Tanja. Eine ältere Frau, zwei Lidl-Tüten in der Hand, lächelte mich verschmitzt an.



»Ist die Blume für mich? Danke schön. Wie komme ich zu dieser Ehre?«

Tanja drehte sich um, zog eine schmale Vase aus einem der unteren Küchenschränke, füllte sie mit Wasser, schrägte den Rosenstiel an und platzierte die Blume auf der Fensterbank.

»Na ja«, antwortete ich verlegen, »es ist schon etwas her seit dem letzten Blumenstrauß, Häschen, und außerdem muss ich dir etwas sagen ...«

»Von mir aus, aber nur, wenn es schnell geht und wirklich wichtig ist. Ferdinand und Renate kommen in einer halben Stunde, und meistens kommen sie mehr als pünktlich, wie du weißt. Kannst du dich bitte rasch umziehen und das Baguette aufschneiden? Der Tisch ist noch nicht gedeckt, und die Himbeeressig-Vinaigrette für das Vorgericht müsste auch noch gemacht werden.«

Ich starrte ihr auf den Rücken. Sie stand vor der Spüle, ordnete Rucolablätter und Granatapfelkerne halbkreisförmig auf den Vorspeisentellern an und drapierte ein Häufchen saftig glänzender Cocktailtomaten in die Mit-

te des Arrangements. Wie hingebungsvoll sie sein konnte. Wie erotisch sie das Gemüse liebte.

»Ach, ich erzähl's dir später in Ruhe.«

Ich zog mich um, bereitete eine fruchtige Soße für den Salat zu und schnitt das Brot. Noch während ich die letzten Scheiben des Baguettes vom Laib abtrennte, klingelte es.

Zehn vor halb acht.

Tanja wischte sich die Hände an einem Geschirrtuch sauber und eilte zur Tür.

Ferdinand: »Tanja. Mensch toll siehst du aus. Neue Frisur?«

Renate: »Hallo, Tanja!« Bussi-Bussi.

»Moin Torsten. Hat sie dich zur Hausarbeit verdonnert?«, lachte Ferdinand, als er die Küche betrat und sportiv auf mich zuschnellte, um mich mit einem festen Händedruck zu begrüßen.

»Nee, nix verdonnert. Soßen sind fast so eine Art Domäne von mir. Oh, du hast ja Wein mitgebracht«, sagte ich und deutete auf den Leinenbeutel, den Ferdinand in der anderen Hand trug.

»Ja. Das ist mein kleines Gastgeschenk. Wir können es ja gleich mal aufmachen. Ich weiß ja, dass du keinen Bordeaux zu Hause hast, du verstehst?«

Er zwinkerte.

Ich verstand.

»Bist doch nicht böse deswegen, oder?«

»Quatsch«, entgegnete ich. »Solange ihr nicht auch noch euer Essen mitbringt.«



»Die Vinaigrette ist große Klasse, Torsten. Himbeeressig, stimmt's?«

»Was du alles herausschmeckst, ist wirklich erstaunlich. Eine ganz sensible Zunge hast du, Ferdinand«, sagte Tanja.

Ferdinand lachte geschmeichelt.

»Danke für die Blumen!«, sagte ich und hob das Glas.
»Prost!«

Wir stießen an und nippten am Wein.

»Schmeckt er dir?«, fragte Ferdinand und fügte an: »Ich liebe ihn. Premier Cru und nur siebenundzwanzig Euro die Flasche. Für den Preis nicht zu toppen, was?«

»Hm, der ist echt ganz okay. Fast so wie mein Rioja«, entgegnete ich scherzhaft und fing mir von Tanja einen strafenden Blick ein.

Als Hauptgang hatte Tanja toskanischen Krustenbraten zubereitet, den sie mit Steinpilzrisotto servierte. Es schmeckte fabelhaft.

»Bekomme ich noch etwas Bordeaux?«, fragte ich Ferdinand und hielt ihm auffordernd mein Glas hin.

»Meinst du nicht, du solltest ein bisschen weniger trinken, Torsten?«

Tanja sah mich an. Langsam, ganz langsam zog ein Gewitter in ihrem Gesicht herauf. Aber es war noch weit entfernt. Höchstens ein Wetterleuchten.

»Weniger? Wieso? Ich habe schließlich was zu feiern, Leute!«

Alle blickten mich fragend an. Ich hatte beschlossen, die Bombe platzen zu lassen.

»Was denn?«, wollte Tanja wissen.

»Beförderung?«, fragte Renate und tupfte sich mit der Serviette den Ölfilm von den Lippen.

»Schwanger?«, erkundigte sich Ferdinand und lachte über seinen eigenen Scherz.

»Alles falsch«, sagte ich und machte eine dramaturgische Pause. »Ich habe geerbt!«

Es war einige Sekunden ganz still.

»Was hast du?« In Tanjas Gesicht stand Ungläubigkeit. Sie rückte etwas näher.

»Geerbt!«, wiederholte ich lauter.

»Oh Gott, dein Vater?«, fragte Ferdinand.

»Nein, Tante Lillemor!«

Tanja nahm mir das Weinglas weg und stellte es auf den Tisch.

»Ist das ein Scherz?«

»Nein, ist es nicht«, erklärte ich. »Tante Lillemor ist wirklich tot, und mir hat sie ihren Bauernhof in Schweden vermacht. Mit Wald.«

»Wer ist Tante Lillemor?«, wollte Tanja wissen.

»Sie war die Tante meiner Mutter, und ich bin der Alleinerbe.«

»Na, dann kann man ja nur gratulieren!« Ferdinand hob sein Glas.

»Das ist ein kosmisches Zeichen«, kommentierte Renate und ließ den Blick verklärt in Richtung Zimmerdecke schweifen.

»Fragt sich nur, wofür«, entgegnete Tanja.

DREI

»*Dir* hat sie den Hof vererbt?«

Mein Vater war fassungslos. Fast bellte er diese Worte in den Hörer.

»Was ist daran so ungewöhnlich? Ich meine, ich bin immerhin ihr letzter lebender Verwandter gewesen. Und bitte schrei nicht so. Mein Bordeauxkopf pocht ...«

»Bild dir bloß nichts darauf ein«, fuhr mein Vater in unverminderter Lautstärke fort. »Außerdem, was willst *du* denn schon mit vierzig Hektar Wald und einem Bauernhof?«

Ich liebte es, wenn mein Vater das »Du« so betonte, als sei ich zu blöd für alles. Er war Diplom-Ingenieur und ich nicht. Manche Dinge ändern sich eben nie.

»Was man halt mit vierzig Hektar Wald und einem Bauernhof so macht. Spazieren gehen, Bäume fällen, verpachten oder dort leben oder alles zusammen, und wenn es nur für eine Weile ist.«

»Leben? In Gödseltorp, diesem Drecksnest? Da willst du nicht tot überm Zaun hängen!«

»Die Stockholmer Schären wären mir auch lieber, Papa, aber die Immobilie ist nun mal in Gödseltorp. Was hast du denn gegen den Ort?«

»Ein Drecksnest bewohnt von Drecksäcken«, knurrte mein Vater.

»Mama kam doch auch da her.«